



Wie rechtfertigt ein Priester einen Völkermord, Herr Schomburg?

Kalt, ohne Bedauern: So erlebte Richter Wolfgang Schomburg einen Priester, der in Ruanda 1.500 Tutsi töten ließ. Vor dem Urteil versuchte der Vatikan, Einfluss zu nehmen.

Von Frida Thurm, ZEIT ONLINE, 25.07.2021

Warum wird jemand zum Verbrecher? In unserer Interviewreihe "Täterwissen" erklären Psychiaterinnen, Richter und Ermittler anhand ihrer Fälle das Wesen von Tätern. In der fünften Folge sprechen wir mit dem ehemaligen Richter am UN-Tribunal für Ruanda, Wolfgang Schomburg. Er war Richter im Berufungsverfahren eines katholischen Priesters, der ein Massaker an schutzsuchenden Tutsi befahl.

ZEIT ONLINE: Herr Schomburg, in Ruanda hat sich 1994 ein Priester am Völkermord beteiligt: Er öffnete seine Kirche für schutzsuchende Tutsi und ließ sie in dem Glauben, sie seien dort sicher – dann schloss er sie ein und ließ einen Bulldozer über mindestens 1.500 Menschen fahren. Sie müssen als Richter neutral sein. Wie gelingt Ihnen das angesichts solcher Taten?

Wolfgang Schomburg: Meine Erschütterung kam schon vor der Verhandlung. Ich war einer der Richter des Berufungsverfahrens, musste also nach dem Recht des Tribunals das gesamte Transkript der Verhandlung der ersten Instanz durcharbeiten. Das war der Moment, in dem die Grausamkeit der Taten deutlich wurde. In der Verhandlung selbst konnte ich dann wieder distanziert kühl an die Sache herangehen.



ZEIT ONLINE: Wir sprechen über den Fall Athanase Seromba, ein damals 31-jähriger katholischer Geistlicher, der der Volksgruppe der Hutu angehört, deren Milizen im Bürgerkrieg 1994 mindestens 800.000 Tutsi getötet haben. Er wurde vor dem UN-Tribunal für Ruanda zunächst zu 15 Jahren Haft verurteilt. Was haben Sie im Berufungsverfahren herausgefunden?

Schomburg: Unser Ziel war es, zu ermitteln: Waren die Feststellungen des Gerichtes in der ersten Instanz vertretbar, die Rechtsfragen richtig beantwortet und die Strafzumessungen angemessen? Dazu hörten wir die Staatsanwaltschaft und die Verteidiger und relevante Zeugen. Einer Hauptverhandlung zu folgen war beim Ruanda-Tribunal jedoch schwierig, jedenfalls für mich. Ich habe mich nicht sonderlich wohlgefühlt. Durch die Sitzordnung konnte ich nicht nur die Körpersprache des Angeklagten kaum erkennen. Auch das, was gesagt wurde, sowohl von der Verteidigung wie auch von dem Angeklagten, war zum Teil nur schwer nachzuvollziehen.

ZEIT ONLINE: Woran lag das?

Schomburg: Einerseits an den Sprachen. Viele Angeklagte und Zeugen sprachen Kinyarwanda. Da es dafür kaum Dolmetscher gibt, wurde oft zunächst in Swahili übersetzt. Und dann von Swahili ins Englische oder Französische. Das, was aus der Dolmetscherkabine ins Ohr kommt, ist also nicht notwendig das, was gesagt wurde, und im Zweifel im Original der Aussage zu überprüfen. Und zum anderen ist eben die Ausdrucksweise dort eine völlig andere.

ZEIT ONLINE: Können Sie ein Beispiel nennen?

Schomburg: Auf Kinyarwanda hatte man, jedenfalls zu Beginn der Arbeit des Tribunals, kein Wort für Vergewaltigung. Zeuginnen haben gesagt: "Er hat mich geheiratet." Das ist sicher ein drastisches Beispiel. Aber wenn ein Angeklagter sagt, er habe mit Gott gesprochen und Gott habe bestätigt, dass seine Taten rechtens waren, und ein Zeuge nimmt aus diesem Grund seine belastende Aussage zurück: Ist das der kulturellen und religiösen Überzeugung geschuldet oder überzieht die Aussageperson



hier grenzenlos? Oft sind Angeklagte in Schreie und großes Klagen verfallen. Und ich dachte mir: ein Glück, dass ich auch Richter aus Ostafrika neben mir habe, die ich fragen kann: Wie ist das zu verstehen?

ZEIT ONLINE: Ist es Ihnen also leichter gefallen als etwa während Ihrer Zeit beim Jugoslawien-Tribunal, die Distanz zu wahren, obwohl Sie so brutale Taten verhandelt haben?

Schomburg: Nein. Während der Verhandlung waren meine Richterkollegen und ich distanziert. Aber in dem Augenblick, als wir zur Beratung zusammensaßen und besprechen mussten, was die angemessene Strafe ist, kam in mir Wut und Trauer über die Tat hoch. Ich musste mich zurücknehmen. Mir war in dem Augenblick auch noch nicht bewusst, dass diese Art von Gräueltaten im Völkermord in Ruanda, wie überhaupt in der Geschichte bewaffneter Konflikte, kein Einzelfall gewesen war.

ZEIT ONLINE: Was haben Sie über Seromba als Menschen erfahren? Wie würden Sie ihn beschreiben?

Schomburg: Kalt. Zielbewusst handelnd, ohne echtes Bedauern über die Tat.

ZEIT ONLINE: Was haben Zeugen über Seromba berichtet?

Schomburg: Er war erst kurz vorher überraschend als junger Vikar im Ort Nyange eingesetzt worden. Trotzdem hatte er bereits einen großen Einfluss gewonnen in der Kommune, die Leute folgten ihm ebenso wie dem Bürgermeister des Ortes. Seromba ließ zunächst zwei Tutsi töten, die auf der Flucht geklaute Bananen einer Plantage der Gemeinde aßen. Unstreitig ist, dass er dann Hilfe suchende Tutsi in seine Kirche einlud und sagte: Das ist hier euer Kirchenasyl. Er hat mindestens 1.500 Menschen in die Kirche gelassen. Dann hat er sämtliche katholische Insignien entfernt und die Kirche von außen abgeschlossen. Es wurde ein Bulldozer-Fahrer geholt und ihm befohlen, über die Kirche zu fahren. Seromba sagte dem Fahrer noch, welche Kirchenwand die schwächste ist. Mehrfach bat der Bulldozer-Fahrer darum, aufhören zu können. Seromba antwortete stets: "Nein, da bewegt sich noch etwas."



ZEIT ONLINE: Es gab laut Akten eine Auseinandersetzung darüber, ob Seromba diese Zerstörung befohlen hat oder ob er sie nur unterstützt hat, richtig?

Schomburg: Das ist richtig. Wir konnten aber feststellen, dass er die Kirche abgeschlossen und dem Fahrer des Bulldozers die Befehle gegeben hatte. Zweiflern erklärte er: Wir, die Hutu, sind die Stärkeren. Und die Dämonen, die Tutsi, müssen vernichtet werden. Er hatte die Tatherrschaft, ohne ihn wäre das Ganze wohl völlig anders abgelaufen. Er muss es geplant haben. Ab dem 7. April 1994 begannen die Massaker an den Tutsi und schon wenige Tage später ließ er diese Menschen anderer Ethnie in der ihm anvertrauten Kirche töten.

ZEIT ONLINE: Er wurde zunächst zu 15 Jahren Haft verurteilt.

Schomburg: Ich konnte nicht verstehen, wie eine solche Tat geschehen kann, aber erst recht nicht nachvollziehen, dass darauf eine Strafe von 15 Jahren verhängt wird, selbst dann, wenn es rechtlich nur Gehilfenschaft gewesen wäre.

ZEIT ONLINE: Nach dieser Tat floh Seromba, mit der Hilfe von Mönchen tauchte er in Italien unter. Er hat sich dann aber später gestellt und im ersten Prozess auf nicht schuldig plädiert.

Schomburg: Er hat sich nicht wirklich freiwillig gestellt. Die katholische Kirche hatte ihm Kirchenasyl in Florenz gewährt und es musste erst mit der italienischen Regierung, aber auch mit dem Vatikan, gesprochen und verhandelt werden. Von Freiwilligkeit kann man da nicht unbedingt reden.

ZEIT ONLINE: Immerhin hat dann offenbar die Kirche gesagt: So, du stellst dich jetzt?

Schomburg: Nein, das waren die italienischen Behörden. Und von einem weiteren Skandal erfuhren wir Richter erst unmittelbar nach der Urteilsverkündung: Der Vatikan hatte mehrfach während des Verfahrens interveniert. Das hörten wir beim gemeinsamen Stehabendessen mit den Präsidenten des Ruanda-Tribunals und dem Präsidenten der Rechtsmittelkammer. In der ersten Instanz hatte der Vatikan gefragt, ob man nicht milder an die Sache herangehen könne. In der zweiten Instanz war der



Nuntius in Den Haag beim Präsidenten des Tribunals vorstellig geworden, mit dem Ziel, doch möglichst die Revision zu verwerfen. Das hat meines Wissens noch keine andere Macht jemals versucht. Wir haben all dies zum Glück erst hinterher erfahren. Erschütternd, dass alles mit Wissen der Kirche gelaufen ist und diese auch nach der Tat Seromba unterstützt hat. Erst der jetzige Papst Franziskus hat 2017 vor dem Präsidenten Ruandas, Paul Kagame, um "die Vergebung Gottes für die Sünden und Verfehlungen der Kirche und ihrer Mitglieder" gebeten. Er erwähnte dabei ausdrücklich diese Tat und den Namen Seromba.

ZEIT ONLINE: Ihre Berufungskammer hat lebenslänglich verhängt. Mit welcher Begründung?

Schomburg: Wenn auf einen Mord in den meisten Staaten dieser Welt lebenslänglich steht, was soll man dann anderes auswerfen an Strafe in einem solchen Fall als natürlich auch lebenslänglich? Man muss wissen, dass die reine Existenz unseres Gerichtes dazu geführt hat, dass in Ruanda die Todesstrafe abgeschafft wurde. Das UN-Tribunal übernahm die schweren Fälle, dafür wurden weniger schwere Verfahren an lokale Gerichte abgegeben. Dafür musste aber gesichert sein, dass nicht die Todesstrafe verhängt werden kann, die ja von den Vereinten Nationen geächtet wird. So wurde vom Parlament – übrigens mehrheitlich mit Frauen besetzt – in Ruanda die Todesstrafe abgeschafft. Ein Nebenerfolg des humanitären Völkerrechts.

ZEIT ONLINE: Sie haben ja schon mehrere Kriegsverbrecher vor Gericht erlebt. Unterscheidet sie etwas von Menschen, die andere Arten von Kriminalität begehen?

Schomburg: Etwas Vergleichbares zu Seromba kann ich nicht finden. Ebenso seine Stellungnahme, als ihm das letzte Wort erteilt wurde.

ZEIT ONLINE: Was hat er da gesagt?

Schomburg: Sinngemäß: dass er sich von den Taten in keiner Weise distanziert, dass er in keiner Weise Reue empfindet.



ZEIT ONLINE: Was unterschied die Taten in Ruanda von denen, über die Sie im früheren Jugoslawien zu urteilen hatten?

Schomburg: Der Grad der Brutalität. Es sei daran erinnert, dass die meisten Menschen in Ruanda mit Macheten getötet wurden. Insbesondere Videos, die als Beweismittel eingeführt wurden, waren kaum zu ertragen. Sie zeigten, dass Menschen, wie Metzger, andere Menschen zerhackten, wie auf der Straße Stücke von Menschen herumliegen. Ich war 2009 zur Fortbildung in Kigali und ging mit einem ruandischen Richter die Straße hinunter. Es gibt aber wenig Hunde hier, sagte ich. Da guckte er mich etwas komisch an und sagte: Es darf hier grundsätzlich keine Hunde auf der Straße geben, weil sie Menschen anfallen würden. Die waren an das Menschenfleisch gewöhnt.

ZEIT ONLINE: Woher kam dieser Hass, der einen Priester dazu brachte, Tausende Menschen ermorden zu wollen? Der Hass, der selbst in Familien dazu geführt hat, dass Männer ihre Frauen töteten, weil sie Tutsi sind. Haben Sie eine Erklärung gefunden?

Schomburg: Der Hass wird geschürt von Personen, die an verantwortlicher Stelle sitzen und einen Zwiespalt entweder schaffen – im früheren Jugoslawien zwischen Christen und Muslimen –, oder einen bestehenden ausnutzen, in Ruanda die vom Kolonialismus herrührende Trennung zwischen den Ethnien Hutu und Tutsi, wo man dem Hass auf die anderen nur Nahrung geben musste. Es war eine Massenbewegung, die von der Hauptstadt Kigali ausging und permanent geschürt wurde. Es wurde den Hutu eingeredet: Wir sind die Besseren, wir sind die Großen, wir sind die Starken. Das ganze Land muss uns gehören und es darf nicht sein, dass "diese Kröten" unser Land verschmutzen, die müssen wir vernichten. Sie wurden so aufgewiegelt, dass sie keine Nachbarn, keine Familie mehr kannten, sondern nur noch sich selbst und die Angehörigen der eigenen Ethnie. In beiden Fällen, in Jugoslawien wie auch in Ruanda, hat es auch Andersdenkende gegeben, die vernünftig waren und die eingreifen wollten. Aber auch sie wurden zum Ziel der Völkermordskampagne.



ZEIT ONLINE: Die erschreckende Bilanz dieses Genozids ist etwa eine halbe Million vergewaltigte Frauen und mindestens 800.000 Tote. Ist angesichts dieser Zahlen eine Verurteilung eines Völkermörders wie Seromba besonders wichtig oder nur ein verschwindender Teil der Aufarbeitung?

Schomburg: Aufsehenerregende Fälle wie Seromba hätten mit Sicherheit nicht von den Gerichten Ruandas aufgeklärt werden können. Versuche Ruandas, mit Mitteln der Rechtshilfe anderer Staaten an geschützte Flüchtlinge oder auch nur an Beweismittel heranzukommen, wären gescheitert. Dass alle UN- Mitgliedsstaaten zur Kooperation mit dem Tribunal verpflichtet sind, hat in einigen Fällen weitergeholfen. Und Beweismittel und Urteile wurden anschließend der Justiz Ruandas übergeben und dienten als Anknüpfungspunkt für weitere Ermittlungen. Die Arbeit des UN-Tribunals hat sicher auch dazu beigetragen, dass in Ruanda Hutu und Tutsi und auch Twa wieder gemeinsam leben können. Ein sehr striktes Regime von Präsident Kagame sorgt dafür, dass sie sich in erster Linie als Bürger Ruandas verstehen und so auch einen unglaublichen ökonomischen Aufschwung erlebt haben.

Ungenügend aufgearbeitet ist die Rolle Frankreichs, das, neben China, Hunderttausende Macheten und andere Waffen lieferte. Erst im Mai dieses Jahres erkannte der französische Präsident Macron die "Verantwortlichkeiten" Frankreichs ohne Entschuldigung an und bat die Überlebenden des Völkermordes um Vergebung. Er betonte jedoch, Frankreich sei niemals "Komplize" gewesen. Die Aufklärung hierzu hätte ein Internationales Tribunal liefern können und müssen. Wer wissentlich einer Seite eines bewaffneten Konfliktes Waffen liefert, muss auch wegen Beihilfe zu den damit begangenen vorhersehbaren Taten strafrechtlich zur Verantwortung gezogen werden. Hier liegt Kern und Ausgangspunkt allen Übels. Ruanda und Jugoslawien sollten und müssen uns eine Lehre sein.

ZEIT ONLINE: Der Völkermord in Ruanda liegt nun 27 Jahre zurück. Würden Sie sagen, die Versöhnung ist dort geglückt?

Schomburg: Das wäre zu viel gesagt und es wäre auch für mich als Richter total vermessen zu sagen, dass wir hier Versöhnung betrieben haben. Das können wir gar



nicht. Unsere Aufgabe ist die Tatsachenfeststellung und rechtliche Bewertung, der Versuch also, mit Wahrheit und Gerechtigkeit dem Frieden näherzukommen. Doch es können mittlerweile Menschen beider Ethnien wieder friedlich zusammenleben, dadurch dass eben diese Taten aufgeklärt wurden und dass die Presse vor Ort ausführlich darüber berichtete.

Tragisch ist, dass der Völkermord auch mit Mitteln der Justiz hätte verhindert werden können, wenn das Tribunal schon zum Jahreswechsel 1993/1994 eingerichtet worden wäre. Völkermord ist das einzige Delikt im internationalen Strafrecht, bei dem schon der Versuch und die direkte und öffentliche Anstiftung strafbar sind. Genau Letzteres haben Radiosender und Zeitungen und auch das Fernsehen getan. Hätten die um die Situation wissenden Vereinten Nationen früher mit Mitteln des Militärs und der Justiz eingegriffen, wären wir Richter nicht erst tätig geworden, nachdem schon 800.000 bis eine Million Menschen gestorben waren.

ZEIT ONLINE: Während der Urteilsverkündung trug Seromba noch seinen Priesterkragen. Die Kirche hat ihn also nicht verurteilt.

Schomburg: Soweit mir bekannt: Nein. Seromba selbst trat auch auf, als ob er etwas Gutes für die Kirche getan hätte.

ZEIT ONLINE: Hatte er kein Unrechtsbewusstsein?

Schomburg: Ich denke, es verbietet sich geradezu, ihm fehlendes Unrechtsbewusstsein zuzuschreiben. Ein Mensch lässt ein Gotteshaus zerstören und die Menschen darin; auch auf das Bitten und Betteln des Bulldozer-Fahrers, aufhören zu dürfen, insistiert er: weitermachen, weitermachen so lange, bis sich nichts mehr rührt. Das ist unmenschlich. Das lässt sich durch nichts rechtfertigen. Er kann auch nicht angenommen haben, sein Handeln sei rechtens. Aber es zeigt, wozu Menschen in der Lage sind, wenn sie von anderen in einer Massenbewegung angetrieben werden, sich die Gesinnung zu eigen machen und überzeugt sind, dass ihr Tun etwas Gutes ist. Wir müssen aufpassen; das Böse ist in uns allen angelegt. Wir können froh sein, dass wir nicht in einer Zeit leben, in der das Böse hochkommt, gerade in Deutschland.



Vielleicht noch nicht. Ein Proklamieren des "Nie wieder" reicht nicht. Das friedliche Zusammenleben müssen auch wir uns erarbeiten.

ZEIT ONLINE: Damit liegen Sie auf der Linie der forensischen Psychiaterin Nahlah Saimeh, die sagt: Das Böse ist in uns allen angelegt und es ist eine Gnade, wenn es nicht zum Vorschein kommt.

Schomburg: So auch Hannah Arendt. Ich denke, wenn man bewusst Strafrecht betreibt, dann kann man gar nicht anders, als zu diesem Schluss zu kommen.

ZEIT ONLINE: Was ist aus Athanase Seromba geworden?

Schomburg: Als ich mit dem Fall direkt schon nichts mehr zu tun hatte, hörte mich der Präsident des Tribunals als früheren Richter in dieser Sache an und sagte, er habe einen Antrag aus Italien vorliegen, dass Verurteilte ab sofort ihre Strafe in Italien verbüßen können sollen. Gemeint war ersichtlich Seromba. "Könntest du dem zustimmen?", fragte mich der Präsident. Ich kann Ihnen nicht verraten, was ich dazu gesagt habe.

ZEIT ONLINE: Vermutlich: Nein?

Schomburg: Seromba verbüßt seine Strafe jedenfalls in Benin